

Halleische Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Montag 20. April 1896.

Berliner Bureau: Berlin SW, Bernauerstraße 9

Deutsches Reich.

* Der Kaiser hat Herrn Fritz Kalle als Verfasser des Schriftchens 'Des Reichstages Begleiter in die Heimath'...

* Das Staatsministerium hat am Sonnabend Nachmittag 5 1/2 Uhr im Reichslanders-Palais unter dem Vorsitz des Fürsten...

* Der Reichsminister für Konstitution gegenüber der Meldung, daß das Kriegsministerium Befehle erlassen habe...

* Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung beschäftigt sich wieder mit dem Christlichsozialen, indem sie auf die Begriffsverwirrung hinweist...

* In der Förderung und Beförderung des Lebens der Epoche, wo die Arbeit die Führung der Nation erregt, erblickt Naumann die 'neue nationale Aufgabe'...

* Die 'Kreuzzeitung' kommt in ihrer Wochenschau auf die neue Angelegenheit der 'Hamb. Nachr.' bezüglich des Kartells...

* Die 'Hamb. Nachr.' bespricht sich wieder einmal, jedoch ohne äußerlich erkennbaren Grund mit dem Kartell und glauben einer neuen Begriffsverwirrung...

* Die 'Nat. Ztg.' hat zuverläßlich die Nachrichten für den geplanten Vierzehnterstag der Bernadotte-Regierung...

* In der 'Berl. Ztg.' vom 8. d. M. war unter der Ueberschrift 'Mittel, Mittel über Alles' die das gerichtliche Stempelwesen betreffende Allgemeine Verfügung...

* Gegenüber den gegen den Direktor der Kolonialabteilung Dr. Kaizer gerichteten Angriffen, insbesondere gegenüber der Forderung, daß Dr. Kaizer von seinen Posten zurücktreten müsse...

* Der Textilarbeiterverein in Cottbus ist beendet. Bei einer geheimen Abstimmung in den einzelnen Fabriken...

* Verbot des Getreideeinhandels. Die meisten Landwirthschaftskammern bzw. die Mühlvereine haben sich mit der Frage...

Deutscher Reichstag.

Am Sonnabend beantragte die sozialdemokratische Fraktion im Reichstag wieder einmal die Entlassung des gegen einen 'Genossen' schwelgenden Strafverfahrens für die Dauer der Session...

Am Montag wird mit großer Mehrheit wieder geteilt, nachdem die Sozialdemokraten die Entlassung des gegen einen 'Genossen' schwelgenden Strafverfahrens...

Am Dienstag wird mit großer Mehrheit wieder geteilt, nachdem die Sozialdemokraten die Entlassung des gegen einen 'Genossen' schwelgenden Strafverfahrens...

Am Mittwoch wird mit großer Mehrheit wieder geteilt, nachdem die Sozialdemokraten die Entlassung des gegen einen 'Genossen' schwelgenden Strafverfahrens...

Am Donnerstag wird mit großer Mehrheit wieder geteilt, nachdem die Sozialdemokraten die Entlassung des gegen einen 'Genossen' schwelgenden Strafverfahrens...

Am Freitag wird mit großer Mehrheit wieder geteilt, nachdem die Sozialdemokraten die Entlassung des gegen einen 'Genossen' schwelgenden Strafverfahrens...

Am Samstag wird mit großer Mehrheit wieder geteilt, nachdem die Sozialdemokraten die Entlassung des gegen einen 'Genossen' schwelgenden Strafverfahrens...

Am Sonntag wird mit großer Mehrheit wieder geteilt, nachdem die Sozialdemokraten die Entlassung des gegen einen 'Genossen' schwelgenden Strafverfahrens...

könne er selbst nicht zustimmen. Schon deshalb nicht, weil es doch wohl nicht angehe, die Begriffsbestimmung für Brennthein, wie der Antrag Wegner sie auspricht, in die Gesetzgebung aufzunehmen...

Abg. Schneider (Kreuzl.) hat ebenfalls eine solche ausnahmsweise Maßnahme gegen die Konsumvereine für ebenfalls unbillig...

Abg. Cmann (n.) giebt dem Abg. Wegner zu, daß es wirklich fügen. Konsumvereine gegen, welche hauptsächlich des Schnapsvertriebs halber errichtet seien...

Abg. von Stumm (Sp.) erklärt ebenfalls um Ablehnung des Antrages. Es genüge vollauf, daß die Konsumvereine hinsichtlich des Auskaufs und Brenntheinhandels dem § 33 N. S. O. unterstellt würden...

Darauf schließt die Debatte und der Antrag wird, da auch Abg. Wegner selbst sich nicht erhebt, einstimmig abgelehnt.

Die Vorlage will nun vor Allem dieses Verbot durch eine — als Zusatz zum § 145a vorgeschlagene — Strafbestimmung wirksamer machen und außerdem die landwirthschaftlichen Konsumvereine ohne offenen Bestand, sofern ihre Waaren teilsabhängig für ein Landwirthschaftliches sind...

Abg. Augst (Nidd. Volksp.) diesen Antrag bestritten, legt dar, daß das Verbot des Verkaufs an Nichtmitglieder die Entschärfung des Konsumvereinsgesetzes bringe und auf einer ganz sicheren Auffassung von der wirthschaftlichen Bedeutung der Konsumvereine beruhe...

Abg. Baum (Soch.) weist dabei, daß die Regierung jetzt den Konsumvereinen ungenügend gekümmert sei und den Beamten der Konsumvereine lieber noch mehr als einen kleinen Finger reiche...

Abg. v. Bobbels (cons.), gegen den Antrag Schneider, empfiehlt Annahme des § 8 Absatz 4 in der Fassung der Vorlage. Die Zustände zu Gunsten der landwirthschaftlichen Genossenschaft verfestigten sich durch deren Charakter als vorwiegend Wohlthätigkeitsvereine...

Abg. Schneider, für seinen Antrag ausdrücklich eintretend, spricht seine Überzeugung aus, die Gegner der Konsumvereine würden auch mit diesem Gesetz ihre Absicht, die Konsumvereine zu unterdrücken, doch nicht erreichen...

Abg. Cmann (n.) meint, die Konsumvereine hätten seit 1889 durch zunehmenden Zusammenschluß von Kleinrentnern eine große Macht gegenüber den einzelnen Gewerbetreibenden erlangt, weshalb das Verbot aufrechterhalten und durch eine Strafbestimmung ergänzt werden müsse...

Abg. Wegner (Centr.), seinen Antrag unterstützend, bezeichnet es als durchaus unnormal, daß sogar besser situierte Personen ohne Scheu ihre Dividenden aus den Taschen der Armen — denn die Armen seien es ja hauptsächlich, die von Schnapsgeiz huldigen — heraus zu entziehen...

Abg. Baum (Soch.) die Tendenz des Vordrucks läuft offenbar darauf hinaus, die Konsumvereine am liebsten überhaupt zu verbieten, nicht nur die Konsumvereine für sich noch so sehr zu bekämpfen, sondern auch die Konsumvereine für sich noch so sehr zu bekämpfen...

Abg. Baum (Soch.) die Tendenz des Vordrucks läuft offenbar darauf hinaus, die Konsumvereine am liebsten überhaupt zu verbieten, nicht nur die Konsumvereine für sich noch so sehr zu bekämpfen, sondern auch die Konsumvereine für sich noch so sehr zu bekämpfen...

Abg. Baum (Soch.) die Tendenz des Vordrucks läuft offenbar darauf hinaus, die Konsumvereine am liebsten überhaupt zu verbieten, nicht nur die Konsumvereine für sich noch so sehr zu bekämpfen, sondern auch die Konsumvereine für sich noch so sehr zu bekämpfen...

Abg. Baum (Soch.) die Tendenz des Vordrucks läuft offenbar darauf hinaus, die Konsumvereine am liebsten überhaupt zu verbieten, nicht nur die Konsumvereine für sich noch so sehr zu bekämpfen, sondern auch die Konsumvereine für sich noch so sehr zu bekämpfen...



Die Anadolische Juwa.

15) Roman von Hans Wachenhusen.

„So elend macht, meinst Du, daß ich soeben bereits im Begriff war, meinem so plötzlich zerstörten Dasein durch eine Kugel ein Ende zu machen! . . . Ich habe gekämpft in mir, lange, ohne Dich beunruhigen zu wollen, verbarg Dir meinen Schmerz unter einer heiteren Miene, denn Du sollst keinen Theil an dem Unheil haben, aber was vermag ich noch gegen all das, was über mich gekommen! Ich selbst trage ja nur einen Theil der Schuld, das Schicksal ist stärker als ich . . . Daß Du es hören magst, schnell, ohne Zaubern! Der Onkel sandte mir diese beiden Blutlauer, die ich, um sie nachsichtig zu machen, in unser Haus laden mußte, unter einem falschen Vorwand, den ich auch Gregor gegenüber vorhin noch aufrecht erhalten mußte! Ja, daß Du Alles hören magst: meine Güter sind verschuldet durch die Ungunst der Zeit, durch Mißernten und Feindseligkeiten der Nachbarn, mein Kredit in der Heimath ist untergraben, weil man mich für einen Anhänger der österreichischen Regierungspartei hält: jede Hilfe ist mir dort versagt, und wie einen Bettler siehst Du mich vor Dir, den Du allein noch retten kannst!“

Emmy starrte ihn an, todtenschlaff. Sie fühlte, wie kalt und bebend die auf der ibrigen liegende Hand. Dieser Schlag war so furchtbar, daß sie ihrer Sinne faum noch mächtig. Was waren all die Befürchtungen, die sie in einsamen Stunden schon längst gequält gegen dies!

„Ich!“ brachte sie endlich mühsam hervor. „Du!“ rief er mit von Schmerz verzerrtem Antlitz zu ihr aufblickend. „Du allein! O, Du weißt nicht, was es mich gekostet, dieses Bekenntnis! Ich könnte meine Noth nur einer anderen Person eingestehen, die vielleicht zur Rettung bereit, aber diese Demüthigung vor der Gräfin Bozzaris, die in mir nur den reichen sorglosen Kavaliere kennt . . . Unmöglich! . . .“

Emmy entzog ihm bei diesem Namen angstvoll, die Hand, sie legte sie krampfhaft gefaltet in die andere und starrte vor sich. „Ich Dich retten! Ist denn nicht Alles Dein, was ich beizuge, was ich mit in unsere Ehe brachte?“

Stefan senkte das Haupt, es in die Hände lehrend. „Ja, das war es!“ stöhnte er. „Nachdem ich meine Mittel erschöpft, immer auf Besseres hoffend, war ich genöthigt, auch Dein Vermögen in diesen Schlund zu werfen . . .“

Emmy stieß einen Schmerzenslaut aus. „Also auch das So ist es wahr! Und lächelnd, mit immer heiterer, sorgloser Miene opferst Du es! Kein Unglück war also im Stande, Dich zur Einsicht, zur Einschränkung zu vermögen? O, ich gehehe Dir, schon seit längerer Zeit mißtraute ich Deiner sorglosen Miene; ich suchte nach Ersparung, ich fühlte, daß sie nothwendig sei, aber was vermochte ich, wo Du . . .?“

„O, ich mußte ja, um hier wenigstens den Schein aufrecht zu erhalten!“ Er wagte nicht aufzuschauen, sein Antlitz zeigte die äußerste Zerknirschung.

„Den Schein!“ Traurig, mit thränenfeuchten Augen, nickte sie vor sich hin. „Den Schein? Und was wird heute, da Alles was ich gefürchtet, in noch viel entsetzlicherer Wahrheit vor uns tritt? Man wird Dich einen Verschwenker nennen und auch mich verdammen, die ich so blind Alles gut hieß! . . . Und meine arme Mutter, wenn sie hört! . . .“ Sie barg das von Thränen genetzte Antlitz im Taschentuch.

Er erhob sich, legte den Arm so heiß und flehend um ihren Nacken, drückte einen Kuß auf ihren Scheitel.

„Verzeih! Ich hätte Dich vorbereiten sollen!“ flehte er. „Aber mir blieb ja nicht die Zeit. Die beiden Wucherer, die mich hier überfielen, stehen drüben, sie drohen mit sofortigem

gerichtlichen Einschreiten und die Schmach! . . . Sie ist furchtbar aber nicht mehr abzuwenden, wenn Du nicht hüffst! Dir wurde ja, auf des Vormunds Anordnung in Ehevertrage eine Summe zu Deiner alleinigen Verfügung vorbehalten, über die Du allein nur bei der Bank . . .“

Nachlos sank Emmy auf das Kissen zurück, die Hände vor die Augen schlagend, keines Wortes fähig, lag sie da.

„Auch dies noch!“ jammerte sie endlich. „Dies, was mir, wenn mich meine Ahnungen beschließen, noch ein Trost war, denn es soll Dir ja erst nach meinem Tode zufallen, Dir und unsern Kindern.“

Und sich aufraffend, mit furchtbarer Seelenangst zu ihm aufschauend, streckte sie, von einem Schauder gerüttelt, die Hände zur Abwehr von sich.

„Niemals!“ rief sie, ihre Kraft zusammenfassend aus. „Damit Du es weißt, konntest Du glauben, es sei mir so ganz unbekannt geblieben, was man sich über Deine verschwenderische Lebensweise zuraunte, ich hätte selbst die Blicke auch derer nicht verstanden, die wir bei uns empfangen, wenn sie sahen, wie das Geld so gar keinen Werth für Dich hatte? Glaubst Du, es sei dies auch nicht mit Veranlassung gewesen, daß ich mich, freilich vergeblich, zurückziehen, zu beschränken suchte? Meine Mutter verstand mich nicht in ihrer blinden Güte für Dich, mein Bruder sieht so früh dahin, ich durfte nicht auch sein Gemüth noch umdüstern, Du warst und bleibst mir unnahbar für Vorstellungen, die Du nicht einmal in meinen Augen zu lesen Dir die Mühe gabst! Du vernachlässigtest mich, demüthigtest mich in Deinem rücksichtslosen Umgang mit anderen, oft frivolen Weibern, wie mit dieser Gräfin, der ich die Abenteuerin auf dem Gesichte lese, ich war schließlich nur noch Dein Weib, das . . .“

Die Bitterkeit übermannte sie, die ganze Vorstellung von dem, was ihr jetzt an Schmach und Erniedrigung bevorstehe, drängte sich ihr auf, sie sah sich verpöthet, mindestens bemitleidet, und das gab ihr den Muth zu dem Trost, der jetzt auf ihre Züge trat.

„Niemals, ich wiederhole es Dir! Auch der Vormund würde nie einwilligen!“ rief sie, halb aufgerichtet, mit Todtenblässe im Antlitz, während er zerknirsch die Stirn senkte.

„Ja, daß Du es weißest! Ich die Unerfahrene, kam in meinen Befürchtungen dahin, daß ich die Besorgnis meines Vormundes segnete, dessen Klugheit mir jetzt wenigstens eine bescheidene Existenz gesichert, mir und Dir, denn auch Dir gehört, was mir bleiben wird, wenn das selbstverschuldet Unglück über uns kommt, aber diesen Rest meines Vermögens in Deine Hände zu legen . . . Nimmermehr! . . .“

„Ich habe keine Mühe mehr, mich meinen Leiden hinzugeben!“ sprach sie halb für sich. „Ich habe den letzten Kampf an Deiner Seite zu thun, ohne Hoffnung, aber er wird mich bereit finden!“

Sie erhob sich entschlossen, während Stefan die herabhängenden Hände krampfhaft zusammenpressend, mit noch immer gefenkter Stirn und verbissener Miene zurücktrat. Sie stand da, aufrecht mit entstelltem Gesicht, dem der Entschluß einen finsternen Ausdruck gab.

„Und was Du sprichst, Du willst es, selbst wenn . . .“ Stefans Brust hob sich heftig . . . „Wenn die Gerichtsbienen hier hereinbrechen und . . .“

„Selbst dann! Mögen sie kommen! Ich werde Dir dieselbe aufopfernde Gattin bleiben, aber zu diesem Opfer eines Wahnsinns kann mich nichts bestimmen. So lange war ich — o, es ist ja lange schon her — die stumme Dulderin, was mir fortan zu erliden beschieden ist, ich habe einen guten Theil davon schon vorgekostet, mag es noch so schmer sein, es soll mich nicht erdrücken können, denn es fand mich vorbereitet und nur die dumpfe Schwüle vor dem Schläge, der uns trifft, konnte mich ermatten! . . . Laß jetzt gehen, was unabwendbar!“ schloß sie mit müder, aber kalter Stimme, die bewies, daß sie auf Alles gefaßt war.

ig“ mit
och viel
e ganze
n einem
äsident
n sofort
t dazu:
ärmsten
ehl der
d allen
solcher
r sind,
erwehr-

hüße im
er Ute-
as Pa-
rühren
r-Kinder
nd die
er nie-
d oder
ort zu
igt und
eg, so
als ob
de, mit
ationen
werden
Woche,
fen zu-
gshause
nd eine
mlichen
eizendite
n hätte
ings um
nfüchtig
ne auch
ch liegt,
Agentur
Miene
s sofort

age, zu
wohl die
erwachen.
genauen
nicht in
das Bett
Muskeln
stelftraft
erreicht
während
lmöglich
Feinde
also
ge Un-
ergießen
diesen
old im
eingu-
ächtigen
grüßlich

Garten
für das
e Beob-
ibrigens
res, das
Wenn
dieselbe
erfuchtes
mit den
ie Kus-
allnähe,
hte vor;
Thiere
sch barter
sich das
ur Dess-
n gegen
zweite



„So glaubst Du also, ich sei im Stande, diese Schmach zu tragen?“ fragte er, noch einmal die Stirn hocherhebend.

„Auch Du wirst es können, wirst es müssen! Du habst — vergeiß mir — in Dir stets den von den Frauen gefeierten, bewunderten Mann, vielleicht wirst Du dann auch mehr Werth darauf legen, von mir, Deiner Gattin, geliebt und gestützt zu werden. Betrachte, was ich thue, als Egoismus, aber verkenne darin nicht mein Pflichtgefühl, uns Beiden ein bescheidenes Glück zu retten, in welchem ich, die vermögende Tochter einer nachsichtigen Mutter, mein Genüge finden werde. Der unerbittliche Tod hat mir bereits mein geliebtes Kind entzissen, das mir ein Trost hätte werden können. Du nimmst diese Prüfung mit Gleichmuth hin, an mir ist jetzt die Reihe, dieselbe Ruhe bei dieser neuen Prüfung zu bewahren . . .“

„Dein letztes Wort?“ Stefans Stimme zitterte vor Empörung.

„Mein letztes! . . . Ich will mich ankleiden und zur Mutter gehen; sie soll aber erst erfahren, sobald ich von Dir das Zeichen erhalte.“

Stefan wandte sich tief beschämt, aber in desto größerer Aufregung.

Im nächsten Augenblick sah sich Emmy allein.

Einen Blick warf sie jetzt umher auf all den stürzlichen Luxus, von dem jeder kleinste Gegenstand zeugte. Die Mutter sollte heute noch nichts erfagen, nichts auf ihrem Antlitz lesen, als was sie in demselben schon gewohnt. Mit bebender Hand griff sie nach der einfachsten dunklen Robe und legte sie an, zum ersten Mal auch ohne die Hilfe der Kammerfrau.

Sie war bleich, erschreckend bleich, das sah sie im Spiegel, aber so hatte sie sich oft gesehen.

Die Abendluft sollte ihr wohl thun, denn die Sonne hatte sich schon geneigt. Sie fühlte das dringende Bedürfnis, bei der Mutter zu sein, die sie, auch ihr grollend, so sehr vernachlässigt.

Lange verweilte sie bei der Mutter, die an diesem Abend sich besser, sogar heiterer fühlte und weit entfernt war, als sie die Tochter nur in ihrer gewohnten Stimmung zu sehen glaubte zu ahnen, was in dieser vorging.

Gregor hatte der alten Dame nur andeutungsweise gesagt, er betrachtete die Lage Stefans nicht mehr mit so düsteren Augen, und war dann in den Klub gegangen. Er kehrte nach seiner jetzigen Gewohnheit, um sich zu schonen, früher als sonst zurück, und fand die Schwester noch, die sich zum Ausbruch rüstete.

Es war während des Abends zwischen den Damen kein Wort von Stefan gesprochen worden. Gregor brachte erst die Rede auf ihn, er habe ihn sehr guter Laune an einem der Spieltische gesehen, aber keine Gelegenheit gehabt, mit ihm zusammenzukommen.

Emmy hörte das mit heimlichen Staunen. Er, der sie in dieser Verfassung verlassen — in heiterer Laune! Aber das gab ihr nun einen neuen Stich in's Herz. Sein Leichtsinm war es, der so schnell übermunden, was ihn am Nachmittag scheinbar zur Verzweiflung getrieben, seine Gleichgültigkeit gegen das Schicksal, das er ihr bereitet, vielleicht auch die Absicht, sie zu beugen, wenn er ihr zeigte, daß sein Ruin ihm gleichgültig, wenn sie den ihrigen nicht abzuwenden bereit war.

Und das schmerzte fast heftiger noch, als die Nachricht, mit der er sie überrascht: das bewies ihr, daß er sich in offene Gegnerschaft zu ihr stelle, daß er damit das heilige Band der Gemeinschaft zerschneide, denn wenn dies geschah, so stand sie allein, denn er war fähig, vielleicht unter einem Vorwand, in seiner Heimath Rettung zu suchen . . .

Ein Schwindel bemächtigte sich ihrer, als sie, vom Diener gefolgt, den Weg zur pompejanischen Villa antrat.

Welche Nacht, welche Tage standen ihr bevor! Zittern mußte sie fortan vor dem Geräusch jedes fremden Fußes, der ihr Haus betrat, und welche Diene der Dienerschaft zeigen, wenn diese erfuhr . . .

Als sie heimkehrte, vermied sie den Blick des öffnenden Dieners, sie sprach kein Wort zu ihrer Kammerfrau und ächzend warf sie sich auf das Lager.

Sie war allein — wie sie es so viele Abende während des letzten Jahres gewesen; aber diese Einsamkeit war ihr erstickend, tödtend. Kein Kindeslaut empfing die junge Mutter, die den Liebling begraben, kein freundliches Wort eines Gatten, der heute von ihr nichts Geringeres begehrt, als seinem Leichtsinm das Letzte zu opfern, das sie vor dem Bettelstab schützen konnte.

Nur die offenen Arme der Mutter blieben ihr, aber welch'

trostlose Aussicht, nach einem so verschwenderischen Leben, sich zu dieser zu flüchten! Sie trug selbst einen Theil der Schuld an diesem, gewiß, aber hätte sie es verhindern können, ohne sich ihre Ehe zur Follie zu machen? Stefan hätte nicht anders leben können und er hatte — die Einsicht, der Verdacht wenigstens war ihr jetzt eine Gewißheit — er hatte verschwendet auf ihr Vermögen rechnend, denn unmöglich konnte das seinige so schnell geschmolzen sein.

Selbstlos hatte sie mit ihrem Vermögen nie gerechnet, unerfahren, hatte sie lange nicht die Kostspieligkeit eines solchen Daseins erwogen, jetzt erst kamen ihr die Gedanken und sie waren trostlos, weil nicht ohne Reue.

Stunden lang wand sie sich auf dem Lager, bis die Ermattung sie überwand. Als sie am Morgen erwachte und umherblickte, sich in dieser luxuriösen Umgebung fand, schloß sie die Augen wieder. Als sie sich endlich erhob, um, auf Alles gefaßt den neuen Tag, und was er ihr bringen werde, zu erwarten, vernahm sie, daß Stefan noch nicht zurückgekehrt. Er war, wie die Kammerfrau von dem Diener gehört, mit den zwei fremden Herren fortgegangen und hatte nicht, wie gewöhnlich, sein Koupée benutzt. Am Fenster stehend sah sie, wie der Reitknecht die Pferde aus dem Stall zog, um sie im Freien zu bewegen. Die Dienerschaft lungerte im Garten und im Hofe umher . . . Vielleicht zum letzten Mal — und seltsam genug, das that ihr nicht weh. Die Leute störten sie nur, sie hätte sie Alle fortgewünscht, nur damit keiner von ihnen Zeuge sei. . . .

Sie wußte nicht, wie früh sie sich erhob. Die Zeit wurde ihr entsetzlich lang. Sie nahm den Thee, ihn nur berührend in ihrem Schlafgemach, legte wiederum das einfache, halbdunkle Kleid an und fürchtete sich, hinab zu gehen, die luxuriösen Gesellschaftsräume zu betreten! sie dachte auch mit Unruhe daran, daß Mrs Lea heute ihren gewohnten Besuch machen werde, denn was konnte nach Stefans Worten bis dahin geschehen sein.

Heimlich suchte sie ihr Geschmeide zusammen, barg es in einer Kassetten und wollte dann mit Fassung dem Kommoden entgegen sehen, als etwa um 10 Uhr die Kammerfrau ihr meldete, der Herr Baron sei gestern Abend spät noch mit einigen Freunden in Angelegenheit des Rennens nach Potsdam gefahren, soeben erst zurückgekehrt und bitte sie, das Frühstück mit ihm im kleinen Speiseaal in einer halben Stunde einnehmen zu wollen.

Emmy hatte noch keine Antwort darauf. Abgewendet suchte sie sich dies zu reimen und mit einiger Beruhigung sagte sie zu. Sie wollte ihn sehen, von ihm hören. Gestern Nachmittag am Rande der Verzweiflung, am Abend heiter im Klub, dann das gewohnte Interesse für den Sport! . . . Ihr war das unverständlich; es konnte nur eine Aeußerung seines gewohnten leichten Sinnes sein.

Mit Rein erwartete sie die Stunde, aber mit der Entschlossenheit des Unglücks betrat sie das Speisegemach zu ebener Erde.

Stefan kam ihr bereits in Toilette entgegen und vergebens suchte sie eine Spur seiner gestrigen Aufregung in seinem Antlitz. Er küßte mit derselben äuglichen Bärtlichkeit ihre Hand.

„Vergeiß, daß ich Dich beunruhigte!“ bat er mit Freundlichkeit in seiner gewohnten Galanterie, die er stets auch gegen seine Gattin beobachtete. „Es liegt einmal in meiner unglücklichen Natur! Einer Gurer Dichter sagte das Wort: Himmelhoeh jauchzend, zum Tode betrübt, das paßt so ganz auf mich, der ich keine Sorgen gewöhnt! Ich habe mich gestern arrangirt; mach Dir also keine Sorge mehr! Ich bitte Dich nochmals um Vergebung, daß ich Dir eine so schwere Stunde bereitete!“

Galant führte er sie an den Frühstückstisch.

„Du wirst auch mir verzeihen, daß ich that, was mir die Pflicht für uns Beide gebot!“ sagte sie fast tonlos.

„Gewiß!“ lächelte er. „Aber laß damit die Sache ver-
gessen sein.“

Er sprach jetzt von allerlei und mit solcher Ruhe und Heiterkeit, daß sie sich erleichtert fühlen mußte. Und da tra plötzlich ihr Bruder Gregor herein, reichte ihr und Stefan eben so unbefangenen die Hand und ließ sich zur Theilnahme an dem Frühstück einladen.

„Ich kam nur um zu fragen, — die Reugier trieb mich so früh hierher . . .“

Stefan schnitt ihm das Wort ab, mit einem heimlichem Wink, den Emmy nicht verstand.

„Bah, ich sagte Dir ja! Die Sache ist nicht der Rede werth!“

Gregor stuzte doch ein wenig. Er war überzeugt, Stefan werde zugefagt haben, um sich flott zu machen. Hatte er andere Mittel gefunden? . . . So mußte es ihm aber erscheinen, und damit beruhigte er sich einstweilen. Inzwischen führte Stefan in seiner gewohnten leichten Weise die Unterhaltung. Emmo war schweigsam, denn in ihr vibrirte noch immer die Nervenregung, bis der Diener meldete, das Rupee stehe bereit, und Stefan seinen Schwager fragte, wohin er ihn mit sich nehmen solle.

Gregor war es willkommen, mit ihm ohne Beisein der Schwester noch über den Verlauf der gestrigen Konferenz sprechen zu können; er sagte heiter der Schwester Adieu, die kopfschüttelnd eins der kleineren Gemächer aufsuchte, um allein über all die Widersprüche im Wesen ihres Gatten nachzudenken.

Emmo wußte nicht, was geschehen; sie sann, ob sie ihn nicht dennoch ins Vertrauen ziehen solle, den Nerven, der sich ja auch so unglücklich fühlte, mit dem schleichenden Feind in seiner Brust. Aber wenn Gregor es wußte, so erfuhr es die Mutter auch, und besser war's vielleicht, sich dieser selbst anzuvertrauen. Aber Stefan täuschte sie! . . . Das war das Ergebnis ihres langen Grübelns und das jagte sie mit neuer Unruhe durch die Räume. Zum ersten Mal hatte sie ihn in dieser Verfassung gesehen, es war ihr, als habe er gestern eine Maske abgelegt und heute schon trug er sie wieder!

11.

Herr Grevel, jetzt ein Mann in der Mitte der Fünfziger, war der Typus jener Spezies des echten Berliners, der heute, wenn auch in seiner Originalität zwar nicht ausgestorben, doch sein Element oder besser sein Fahrwasser verloren, seit nämlich das Bier den edlen Wein verdrängte. Der Himmel selbst hat dabei wohl auch das Seinige gethan, da er keinen Wein mehr wachsen läßt.

Herr Grevel hatte nur einen geistigen Genuß, und den suchte er in den Theatern, nach denselben fand er seine Freunde in einer Weinstube, in der beim Rothwein die Tages-Interessen und die Politik besprochen wurden die sich damals um Napoleon III., Viktor Emanuel und Garibaldi drehte. Eines Abends — etwa acht Tage nach seiner Unterhaltung mit Gregor — suchte er, wie gewohnt seine Freunde in dem Debellschen Weinkeller am Stammisch auf.

In dem ersten größeren Raum saßen nur zwei Gäste. An ihnen vorübergehend, glaubte er den einen von ihnen zu kennen und grüßte ihn ohne weitere Aufmerksamkeit. In's andere Zimmer tretend, schaute er indes noch einmal durch die offene Thür zurück, während er hinter denselben seinen Hut an den Niegel hängte.

„Der Herr Lamby“, murmelte er, „hm, und der andere, der semmelblonde junge Mensch . . . Ich wette, es ist der Diener des jungen Baron Ellwangen. Wie kommt der zu diesem . . .“ Er setzte sich an den Tisch seiner schon versammelten Freunde.

Grevel hatte sich nicht geirrt. Lamby war es und Franz, die bei einer Flasche Wein zusammen saßen. Der letztere hatte Grevel gar nicht bemerkt und schien sich sehr wohl zu befinden. Seinem Auftrage gemäß hatte er diesem Mann nahe zu kommen gesucht und das war ihm gelungen.

Lamby hatte in der Zeitung einen respektablen jungen Mann als Sekretär gesucht, der zugleich bereit sei, ihm persönlich als Diener nützlich zu sein. Franz hatte dies benützt, sich ihm vorzustellen und bei dieser Gelegenheit den gebildeten jungen Mann in Kleidung und Manieren zu zeigen . . . Er hatte ihm gesagt, er habe die dienende Stellung bei dem jungen Baron Ellwangen nur angenommen, bis er was Besseres finde, und ihm absichtlich Manches aus der Familie desselben erzählt. (Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Ein Rezept.

Künstlerstippe von S. Sandu (Mannheim.)

„Nur deshalb nicht die Flügel hängen lassen, bestes Fräulein. Wenn Sie am Ende glauben, Sie wären die Einzige, die mit der Kritik im Kampfe liegt, dann irren Sie sich gründlich!“

Mit diesen Worten unterbrach Tante Karoline die Jeremiaden einer jungen Künstlerin, die trotz ihres schönen Talents mit der dauernden Mißgunst eines bekannnten Kritikers zu kämpfen hatte.

Wir saßen in dem gemütlichen Salon meiner Tante

am summenden Theetischel. Die mit einem rosa Spitzenschirm verdeckte Lampe verbreitete ein weiches, schmeichelndes Licht, in dem das geistvolle Gesicht der Hausfrau mit den dunklen lebhaften Augen und den reichen weißen Haaren in fast jugendlicher Anmuth strahlte.

„Nein, aber wie ich heute wieder behandelt worden bin!“ klagte die junge Sängerin von neuem und die hellen Thränen standen in ihren hübschen Augen.

„Nur nicht zu traurig, meine Liebe! Ein Licht, das leuchten soll, muß doch auch gepußt werden.“ scherzte meine Tante.

„Oder erstickt werden.“ grollte die Untröstliche.

„Das haben doch Sie bei Ihrem heiligen Feuer nicht zu befürchten! O, ich könnte Ihnen Beispiele von Crempeln anführen.“ plauderte ihre Gönnerin heiter weiter; „denken Sie nur an Henriette Sonntag, die doch auch kein kleiner Stern und dazu der vergötterte Liebling der Berliner war! Wie wurde die von dem giftig boshaften Saphir mitgenommen, — ja, ich könnte Ihnen noch manche ähnliche Geschichte zum Troste erzählen —“

„Ach ja, bitte Tante,“ unterbrach ich sie, „erzähle doch etwas der Art, — das ist doch nun einmal Deine Spezialität.“

„Ich bitte mit, gnädige Frau!“ schloß sich die junge Künstlerin mir an, — „Sie haben so viel in der großen Welt verkehrt und so viele gefeierte Künstler persönlich gekannt . . .“

„Allerdings hab ich manch Interessantes erlebt,“ antwortete die Frau des Hauses, „und da mir gerade eine kleine Geschichte einfällt, die Sie, mein liebes Fräulein belehren soll, daß selbst Leuchten erster Größe nicht ungepußt am Kunsthimmel strahlen, so will ich sie Ihnen zum Besten geben.“

Tante Karoline lehnte sich bequem in ihren Fauteuil zurück und erzählte:

„Die kleine Geschichte spielt gegen das Ende der vierziger Jahre und trug sich in meiner Vaterstadt, in Dresden zu. Damals verkehrte in meinem Elternhause eine auserlesene Gesellschaft, vor allem war Wilhelmine Schröder-Devrient bei uns, ein viel und gern gesehener Gast. Mich junges Ding hatte sie besonders in ihr Herz geschlossen, sodaß ich öfter das Glück hatte, da sie eine große Naturfreundin war, sie auf ihren Spaziergängen begleiten zu dürfen.“

An einem schönen Frühjahrsstage, der viele Dresdener ins Freie gelockt hatte, eilte die Schröder mit mir dem Ufer der Elbe zu, von wo wir per Schiff eine der idyllischen Orttschaften der Umgegend zu besuchen gedachten. Der Andrang war sehr groß, und so sahen wir auf dem Verdeck bald inmitten einer uns fremden Gesellschaft. In meiner einfach gekleideten Begleiterin und ihrer bescheidenen Art schien Niemand die große Künstlerin zu vermuthen, die damals allerdings schon etwas gealtert ausah, aber auf der Bühne doch noch die schönsten und jüngsten Kolleginnen in den Schatten stellte.

Zu jener Zeit bildete das Theater im Allgemeinen und die Schröder im besonderen, die Richard Wagners Frauengestalten so unübertrefflich verkörperte, den Hauptstoff der Unterhaltungen.

Auch auf dem Schiff regte eine fremde Dame, die der Operaufführungen halber nach Dresden gereist war, dieses Thema an.

„Ich muß gestehen“ sagte sie laut und ungenirt, „daß mich die Schröder als Venus recht enttäuscht hat!“

„Die Stimme hat doch schon viel an Frische verloren! Finden Sie das nicht auch? frug sie einen ihr gegenüber sitzenden Herren, der sarkastisch dazu lächelte.

Er schwieg.

„Sie lächeln? — Wissen Sie vielleicht beiläufig, wie alt die Schröder ist?“

Eine verlegene Pause trat ein.

Mein Herz schlug mir bis zum Hals hinauf, ich sah ängstlich von der Seite Frau Schröder an. Ihre hellen großen Augen bligten, ihre feinen Nasenflügel zitterten.

„Nun?“ frug die Zudringliche wieder.

„Bitte, meine Gnädige!“ antwortete der Herr, auf die Künstlerin zeigend, — „wollen Sie das nicht lieber Madame Schröder-Devrient selbst fragen? Sie hat das sehr zweifelhafte Vergnügen, Ihnen gegenüber zu sitzen?“

Man sah sich verblüfft an.

Die Schröder wurde noch bleicher, als sie ohnedies schon war, und faßte nervös nach meiner Hand. Schon befürchtete ich, daß die temperamentvolle Frau heftig aufstahren und eine

Scene machen würde, allein sie hätte nicht die eminente Schauspielerin sein müssen, die sie war, denn im nächsten Moment schon hatte sie sich völlig beherrscht.

Und als die Fremde dann eine Entschuldigung stotterte, da unterbrach die Künstlerin sie scherzend, und während ein feines Lächeln ihre klassischen Züge verschönte sagte sie:

„Es hat nicht allzuwehe gethan. Auf einer so langen Künstlerbahn wie der meinigen, wird man gegen Keulenschläge so gut, wie gegen Nadelstiche unempfindlich!“

„Verzeihung!“ hat trotzdem die Dame noch einmal, „aber ich war in der That an jenem Abend so nervös, daß mir Ihr Auftreten nicht den Eindruck machte, den es unter anderen Umständen sicher gemacht hätte. Und dann — war ich auch nicht ganz vorurtheilsfrei! Ich lese die „Abendzeitung“ und da werden sie meist in abfälliger Weise besprochen, daß ich mich irre machen ließ. Uebrigens muß dieser Kritiker, — Vär“ unterschreibt er sich — ein ganz impertinenter und aufgeblasener Mensch sein!“

„Finden Sie das auch?“ lachte die Schröder hell auf. Dann wies sie mit einer Handbewegung auf denselben Herrn, der vorhin so boshaft ihr eigenes Infognito gelüftet hatte und fuhr fort: „Aber wollen Sie es ihm nicht lieber selbst sagen. — Sie haben nämlich das zweifelhafte Vergnügen in seiner nächsten Nähe zu sitzen.“

Wieder trat eine Moment peinlicher Stille ein, die aber bald durch allgemeine Heiterkeit abgelöst wurde, und nicht am wenigsten war die Schröder bekräftigt durch das süßsaure Lächeln des Herrn Kritikers, der wohl fühlen mochte, daß er noch nie ein so wenig geistreiches Gesicht gemacht hatte, als in diesem Augenblick.

Grenel in einer brasilianischen Einwanderungsherberge.

Das Regierungsblatt „O Paiz“ bringt nach der Germania“ in Sao Paulo über die Zustände auf der Blumeninsel bei Rio de Janeiro eine Schilderung, der wir Folgendes entnehmen: Auf der Insel giebt es nur so viel Süßwasser, daß es kaum zum Trinken reicht; dasselbe wird in Rähnen hergebracht die ne gereinigt werden, zwei bis drei Jahre bleibt das Wasser der Sonne ausgesetzt und mit Meerwasser vermischt. Die ganze Wäsche müssen die Einwanderer am Ufer mit Salzwasser besorgen. Beim Waschen mit Meerwasser bleiben Gesichter und Kleider gerade so schmutzig wie vorher. Von dem mit Salzwasser gemischten Trinkwasser bekommen alle Einwanderer den Durchfall. Die Einwanderer, gewöhnlich über 1000, sind in großen Sälen untergebracht, die keine Fenster, sondern nur einige Thüren haben; alle liegen auf dem Boden auf ihren mitgebrachten Kleiderbündeln, alle Alters und Geschlechtsklassen bunt durcheinander in horrendem Schmutze. Sollte eine Feuersbrunst ausbrechen, so sind fast alle Einwohner verloren. Rings um die Herberge herum herrscht der entsetzliche Geruch von Excrementen, weil die Closets verstopft sind und sich in einem solch unbeschreiblichen Zustande befinden, daß es darin kein Mensch aushält. In der Küche arbeiteten 8 Polaten in einer von Schmutz strotzenden Kleidung; das Fleisch warfen sie ungewaschen in den Kessel. In der Krankenabtheilung liegen die Leute in elenden Betten auf Lumpen in den schmutzigen Hemden, die sie auf der ganzen Seereise getragen. Keine Wäsche giebt es in der Herberge gar nicht. In der Kinder-Krankenabtheilung liegen meistens zwei Kranke in einem Bette, Leichen liegen mitten unter den Lebenden, ebenso Boden- und Fieberkranke. Die Kinder werden von ihren Müttern verpflegt; Krankenwärterinnen giebt es nicht. Da in dieser Krankenabtheilung fast alle Kinder sterben, verheimlichen die Mütter die Krankheit der Kinder, behalten sie bei sich, tragen die sterbenden Kinder an ihrer Brust; fast täglich findet man am Morgen beim Aufstehen 2, 3 und 4 Kinder in Lumpen gehüllt im Schlafsaale. Aus alten Kartoffelkisten wird dann ein Sarg gemacht und die Leichen darin verpackt. Der Arzt und die Angestellten erklärten, sie hätten schon dutzende Male Reklamationen erhoben, keine Wäsche gefordert u., aber alle ihre Beschwerden bleiben unbeantwortet. Da die Frauen sich fürchten, in die von allen Arten Kranken angefüllte Krankenabtheilung zu gehen, gebären sie vielfach mitten unter der Einwohnerchaar oder draußen unter einem Baume!“

Das sind Zustände, welche der Berichterstatter des „Paiz“ mit eigenen Augen gesehen und die, wie er versichert, noch viel schrecklicher sind, als seine Beschreibung. Er nennt die ganze Einwandererherberge eine „horrible monstruosidade“. In einem Extraartikel desselben Blattes wird dann der Bundespräsident auf diese Zustände aufmerksam gemacht und von ihm ein sofortiges Einschreiten gefordert. Die „Germania“ bemerkt dazu: „Wir können dem Berichterstatter des „Paiz“ nur den warmsten Dank für dieses fein männliches Vorgehen für das Wohl der nach Tausenden zählenden Einwanderer aussprechen und allen Vertretern unserer germanischen Nation die Beachtung solcher Zustände angelegentlichst empfehlen, die gewiß wichtiger sind, als die Inspektion von Zündholzfabriken und Feuerwehquartieren.“

Allerlei.

Aus dem Leben der Ute-Indianer erzählt Julius Schüge in Texas-Vorwärts: „Während meiner Kommissarszeit auf der Ute-Agentur Ignacio — schreibt er — hatte ich Gelegenheit, das Familienleben der Indianer gründlich kennen zu lernen. Das rührendste ist die unbegrenzte Liebe und der Gehorsam der Indianer-Kinder gegen ihre Eltern, selbst nachdem die Kinder verheiratet und die Eltern Großeltern geworden sind. Dabei schlagen die Indianer niemals, unter keinen Umständen eine Frau, ein Kind, ein Pferd oder einen Hund, ja, sie sprechen noch nicht einmal ein hartes Wort zu ihnen. Der Indianer bindet nie ein Pferd an, wenn er absteigt und es verläßt. Er wirft die Zügel über den Kopf des Pferdes weg, so daß sie die Erde berühren, und dort bleibt das Pferd stehen, als ob es angeletzt wäre. Einen puzigen Anblick gewähren die Hunde, mit denen jede Familie bis zu 10 und 20 gezeugt ist, wenn Nationen an jedem Mittwoch auf der Agentur geliefert werden. Da werden die Stücke Fleisch, etwa sechs Pfund auf jeden Kopf für eine Woche, vom Schlächterhaupte geholt und auf eine Decke in einem Haufen zusammengelegt. Dann geht die Squaw wieder zum Lieferungschaufe und holt sich Weizenmehl, Thee, Kaffee u. s. w., ohne irgend eine Person bei dem Haufen Fleischstücke zu lassen. Nur die sämtlichen Hunde der Familie bleiben bei dem Fleische zurück. Das reizendste Gentebild würde es liefern, wenn ich davon ein Photographum hätte erlangen können, wie so 10 bis 15 Hunde aller Gattungen rings um die fleischbeladene Decke auf den Hinterbeinen sitzen und sehnüchlich theils das Fleisch theils sich selbst gegenteilig betrachten, ohne auch nur den Versuch zu machen, die Decke, auf welcher das Fleisch liegt, mit den Pfoten zu berühren; und die Angestellten auf der Agentur sagten mir, daß, im Falle ein noch unergogener junger Hund Miene machen sollte, sich dem Fleischhaufen zu nähern, die übrigen sofort über ihn herfallen, und ihn ganz gehörig zerrauten würden.“

Wann ist der Mensch am kräftigsten. Auf die Frage, zu welcher Stunde des Tages der Mensch am stärksten, würden wohl die meisten Menschen antworten: Früh, unmittelbar nach dem Erwachen. Diese ja auch ganz plausibel erscheinende Antwort ist aber nach genauem Untersuchen mit dem Dynamometer mit den Thatfachen nicht in Uebereinstimmung. Im Gegentheil, unmittelbar nachdem er das Bett verlassen hat, ist der Mensch am schwächsten, das heißt, seine Muskeln können zu dieser Zeit die geringste Arbeit leisten. Die Muskelkraft steigt sich schon ganz bedeutend nach dem Frühstück und erreicht ihren Stand nach dem Mittagessen, darauf sinkt sie wieder während einiger Stunden, hebt sich am Abend aufs neue, um dann allmählich bis zum Morgen wieder zu verfallen. Die beiden schädlichsten Feinde tüchtiger Muskelkraft sind Trägheit und Ueberanstrengung — also auch hier ist die goldene Mittelstraße das Richtige, eine mäßige Anstrengung giebt den Muskeln den besten Kraftstand. Schweißergießen bei der Arbeit schwächt die Muskeln ganz bedeutend. Nach diesen Resultaten wird also auch der Spruch „Morgensunde hat Gold im Munde“ als unrichtig erwiesen oder doch wenigstens dahin einzuschränken sein, das er lautet: „Morgensunde nach einem tüchtigen Frühstück hat Gold im Munde“ — das Arbeiten vor dem Frühstück aber ist schädlich.

Ueberlegung bei Thieren. Im Berliner zoologischen Garten wurde unlängst eine an sich vielleicht nicht sehr auffällige, für das Ueberlegungsvermögen von Thieren aber recht charakteristische Beobachtung gemacht. Dort befindet sich eine durch Streifsucht übrigens auffallende Familie eines aus Afrika stammenden Säugethieres, das die Zoologen mit dem Namen crossarchus fasciatus belegen. Wenn man einem dieser Thiere eine Wallnuß reicht, so versucht es, dieselbe anzunagen, sobald es sich aber von der Vergleichenheit dieses Versuches überzeugt hat, stellt es sich auf seine Hinterbeine und wirft mit den Vorderbeinen die Nuß so lange gegen die Käfigwand, bis die Nußschale zerbricht. In der Heimath des Thieres kommen keine Wallnüsse, auch keine der Wallnuß äußerlich ähnlichen anderen Steinfrüchte vor; ohne diese Nüsse also vorher gesehen zu haben, kommen die Thiere durch bloße Ueberlegung zu dem Schluß, daß jede Frucht mit harter Schale einen süßen Kern besitzt. Dieses süßen Kernes sucht sich das Thier zu bemächtigen, und wenn es, nachdem die Zähne sich zur Öffnung der Schale als ungeeignet erwiesen, letztere durch Werfen gegen einen festen, harten Gegenstand sprengt, so gehört dazu eine zweite sorgfältige Ueberlegung.